

Literatur des Auslandes.

N^o 145.

Berlin, Freitag den 3. Dezember

1841.

R u s s l a n d.

Die Schlacht von Borodino.

(Am 26. August 1812.)

Unter obigem Titel hat Polewoi eine Broschüre herausgegeben, welche wir — sofern nur seine diesfällige Vorbemerkung von uns richtig verstanden worden ist — um so unbefangener als eine verfehlte Arbeit bezeichnen dürfen, je überzeugter wir bisher fast jede Thätigkeits-Aeusserung des Verfassers auch in ihrer Durchführung beifällig anerkannt haben. Hier aber scheint diese letztere in geradem Widerspruch mit der Idee zu stehen, welche die Veranlassung zur Arbeit gegeben: Polewoi wollte nämlich die Schlacht bei Borodino in allgemeinfasslicher Erzählung, ohne alle Schönrednerei und technische Ausdrücke, darstellen, um dadurch, nach dem Vorgange der altüberlieferten Beschreibung der Eroberung von Kasan, der Revstj-Schlacht u. a. m., eine Reihe von dergleichen volkstümlichen Schilderungen anderer Glanzscenen aus dem heroischen Drama der vaterländischen Geschichte (z. B. der Schlacht bei Poltawa, des Suworowschen Feldzugs in Italien, der Einnahme von Paris) zur Nahrung und Belebung von Vaterlandsliebe und Nationalstolz im niederen Volke zuwegezubringen. Unser Kohlräusch, meinen wir, könnte ihm hierein ein nicht verwerfliches Muster abgeben. Doch, ohne alle weitere Bemerkungen und Glossen, hören wir jetzt, wie Polewoi — brausend, gleich seinen vaterländischen Geschützen — in der Schlacht selbst agirt, nachdem er ihr eine gedrängte Uebersicht der Schicksale und Lage Frankreichs, dem übrigen Europa und insbesondere Rußland gegenüber, vom Jahre 1796 an, dem Jahre des Aufstretens Napoleons — welches zufällig auch das Todesjahr der Kaiserin Katharina und das Geburtsjahr des jetzigen Kaisers — vorausgeschickt.

Ein rührendes Schauspiel (so beginnt Polewoi) gewährte das Russische Heer am Abende des 25. August: vor Alters pflegten die Russen jedes Beginnen durch Gebet zu weihen. Bei dem Russischen Heere befand sich damals ein großes Heiligthum: das geweihte Bild der Mutter Gottes von Smolensk, von unseren Kriegern aus dem Brande der Stadt getragen, als sie das altehrwürdige Smolensk an Napoleon übergaben, und seitdem das Russische Heer zu jeder Zeit des Feldzugs begleitend, bis zur Wiedereinnahme von Smolensk, als der Feind schon schrederfüllt von dannen floh. — Jetzt ließ Knäs Kutusow dasselbe, unter Abingung eines Molieben (Dankliedes) vor die Front tragen, indem er selber hinter ihm herging; und die Mutter Gottes zugleich mit ihrem Feldherrn durch Hurrahruf begrüßend, beugten die Wackeren in regloser Andacht das Knie vor dem Bilde der Himmelsfürstin. Mit Thränen vernahmen sie den erhebenden Zuruf: „Auf! Jetzt nach Borodino!“ und voll Hoffnung schlugen die Herzen bei den Worten: „Den Feldensführer krönt der Sieg!“

Der heilige Gesang schwieg. Der Abend sank hernieder, der Tag erlosch. Nüchtige Wolken verfinsterten den Himmel; still ward das Russische Lager, und mit reinem Gewissen entschlummerten Rußlands Söhne sanft in ihren Zelthütten zwischen den reglosen donner-schwangeren Feuerfackeln. Nur das Anrufen der Wachtposten verkündete das Daseyn des Lagers, und still berathschlagten die Führer unter sich. — Aus dem feindlichen Lager dagegen drang Lärm und Getümmel herüber; spät Abends noch ritt Napoleon an allen seinen Regimentern hinunter, und sie begrüßten ihn mit dem Rufe: Es lebe der Kaiser! In dieser Nacht mag er wohl kaum geschlafen haben. Eitliche Male ließ er fragen: Ob sich die Russen nicht etwa davonmachen? Er traute nicht, weil er gar keine Bewegung und keinen Laut von unserem Heere vernahm. Nur der Wind strich und heulte über das Feld, die Flammen der von den Soldaten angezündeten Holzhausen hin- und herwehend. — „Die Russen sind noch auf ihrem Platze“, meldeten Napoleon's Adjutanten demselben, und er bezeigte sich darüber zufrieden. Kaum tauchte die Morgenröthe auf, so wurde das feindliche Lager abgebrochen, so fing man an, die Trommeln zu rühren, und las jeder Hauptmann seiner Compagnie den Tagesbefehl vor, der von Napoleon selber geschrieben war: „Soldaten (sagte er), rüftet Euch zur Schlacht, die Ihr so lange erharret habt. Streitet so, daß die Nachwelt mit Stolz von Jedem unter Euch sage: Er war in der großen Schlacht unter den

Mauern von Moskau!“ — Freudejauchzen ward ihm als Antwort. Um 5½ Uhr etwa, als durch die Morgennebel die Strahlen der aufgehenden Sonne erglänzten, trat Napoleon aus seinem Zelte und rief, nach ihr hindeutend, seiner Suite zu: So ging sie am Tage von Austerlitz auf! — Damals erkannte er noch nicht, daß für ihn die früheren Zeiten anf immer untergegangen, daß die Sonne von Borodino für ihn den verhängnißschweren Tag einer ersten Verfinsternung seines Ruhmes beleuchten sollte.

Napoleon sprengte zu Chevardin; die Regimenter desselben rückten zur Schlacht vor. Sorbier fuhr seine Geschütze auf. Bei der Russischen Hauptbatterie wachte damals schon Knäs Kutusow. Als er die Bewegung der feindlichen Schaaren wahrnahm, donnerte aus der Russischen Batterie der Signalschuß. Sein dumpfer Schall verbreitete sich rings und verklang. Ohne seine Suite abzuwarten, ritt der Russische Feldherr aus dem Hauptquartier zur Batterie hin. Es schlug 6 Uhr, als in der Entfernung von einigen Wersten plötzlich das Feuer aufzublihen begann, die Kleingewehrschüsse aus vollem Halbe lachten (зарожомали, sagrochotali), die Kanonen laut brüllten, jähzornig die Schlacht aufzühr — die Schlacht von Borodino....

Rein! Bergeblisch wohl möchten wir auch nur den allerschwächsten Umriß dieser Großthat, wie es ihrer nicht viele gegeben, zeichnen wollen, ja, wenn wir auch Muster-Kriegsgeschichtschreiber wären! Zusammengebrängt auf acht Quadrat-Wersten dreimalshunderttausend Mann, bei ununterbrochenem Geöse von funfzehnhundert Stücken Geschütz, zwölf Stunden hinter einander kämpfend und einander vernichtend, bis der dritte Theil von Allen todt auf dem Plage geblieben oder mit Wunden bedeckt aus der Schlachtordnung geschieden. Von den unaufhörlichen Salven wurden die Stücke glühend und plagten; die Kanonenkugeln und Kartätschen flogen wie sonst Flintenkugeln umher; die Batterien gingen fünf, ja sechs Mal aus einer Hand in die andere über und mußten das Feuer einstellen, weil sie unter Leichen verschüttet wurden. Mehrere Generale wurden getödtet, über sechzig mit Wunden besät, und die Erde dröhnte und bebte auf 25 Werst vom Kanonen-donner.

So war die Schlacht von Borodino! Wer möcht' es wagen, sie zu schildern? Wer zählt alle die Großthaten auf, alle die Thaten unerhörter Mannhaftigkeit, alle nähere Umstände dieser verzweiflungsvollen Schlacht? Keiner wollte sich gefangen geben, Keiner Gefangene machen. Aber bringen wir immerhin den Zoll der Erinnerung diesem unsterblichen Heldenwerk, wenngleich nur durch die kürzeste, unzureichendste Beschreibung.

Die Schlacht begann, wie wir gesehen haben, um 6 Uhr Morgens, mit einem Male auf der ganzen Ausdehnung der Russischen Linie, hauptsächlich aber unterhalb Borodino und Semenowst, mit einer donnernden Kanonade. Sorbier ließ 120 Stücke auffahren und eröffnete ein mörderisches Feuer. Unsere Batterien antworteten mit nicht geringerer Stückenzahl. Nach dem jenseitigen Plane warfen sich vor Allem die Italiäner auf Borodino, und hier wurde mit ihnen zuerst der Oberst Bister handgemein (welcher in der Folge General der Infanterie und Befehlshaber über alle Garden zu Fuß geworden ist). Kühn warf er mit dem Jägerregiment der Leibgarde die Feinde zurück, zog sich aus der Schußlinie und ging über die Kolotscha. Der Feind warf sich auf das andere Ufer, aber hier empfingen ihn mit Bajonetten und verjagten ihn die Obersten Karpenko und Wuitsch (?) mit dem ersten und dem 19ten Jägerregiment. Hier fiel unser Oberst Gowerdovskj, wurde der Oberst Makarow schwer verwundet und blieb der feindliche General Plausonne nebst dem Oberst Dume. Unsere Vermöge der Derlichkeit überlegenen Batterien brachten das Geschütz des Feindes zum Schweigen, der zwar hier das Feld räumte, jedoch nur, indem er die Hauptbewegung seines rechten Flügels verdeckte. Der Marschall Davoust mit 44 Geschützen vor den Kolonnen führte das Fußvolk durch Gefrüss nach Semenowst und stellte es unter den Kartätschenschüssen und dem Feuer unserer Schützen auf. Dieses Werk war schwierig, aber etwa um 7 Uhr Morgens stand der Feind geordnet und warf sich durch einen Bach auf unsere Semenowstische Batterie. Hier blieb General Campan; an seine Stelle trat Desair, welcher schwer verwundet und deshalb von Rapp ersetzt, der jedoch ebenfalls verwundet wurde. Davoust selber warf sich ins Feuer und stürzte mit dem Pferde, das, von einer Kanonenkugel getroffen, unter ihm fiel, so daß er nicht weiter kommandiren konnte. Ney trat einstweilen an seine Stelle und wurde durch Murat mit Reiterei

*) Nach dem Russischen Courier.

„Geliebte in Christo! Ich bin heute ein Schauspiel für Gott, für Engel und Menschen. Unter den Menschen klagen die Guten, die Bösen schreien, Alle blicken auf mich. Doch Gott sey gedankt, ich fühle keine Furcht vor dem Tode; wenn ich nur noch einen Schritt bis ins Grab habe, so hab' ich es nicht weiter bis in den Himmel. Indem ich den Kopf auf den Block lege, besteig' ich meinen Thron; der Haken lacht mir entgegen, in dem ewige Ruhe mich umfassen soll. Meine Kanzel tausch' ich gegen dieses Blutgerüst aus, dieses Blutgerüst gegen einen ewigen Thron, und die Menge, die mich umgiebt, gegen die zahllosen Schaaren der Heiligen und der Engel, die mich empfangen und mich in Abraham's Schoß geleiten. Dies Gerüst ist die schönste Kanzel, von der ich je gepredigt habe. Ich werde meinen Text in drei Theilen abhandeln, u. s. w. Die lange Rede, die wir im fünften Bande der State-trials lesen, muß mindestens eine Stunde gewährt haben. Er schloß: Die Menschen tödten, doch verdammen können sie nicht; sie verbannen von der Erde, doch aus dem Himmel verbannen können sie nicht. Ich habe einen weiten Weg vor mir, doch wahrlich ich sage euch, ich werde den weiten Weg früher zurückgelegt haben, als ihr die wenigen Schritte in eure Häuser. Gott segne euch! Er betete, und sein Haupt fiel.

II.

Den 8. Januar 1664 gab der Londoner Journalist Popy in seinem Blatte folgende Notiz: Man sprach heut auf der Börse von einem Diebstahl, der an Herrn Tryan, einem schon befahrten Kaufmann, verübt worden ist. Die Diebe haben die Abwesenheit der Diener benutzt, sind mit Nachschlüsseln in das Haus gedrungen, haben den unglücklichen Greis gefnebelt und sich der baaren Summe von 1050 Pfund und einer Anzahl Juwelen im Werthe von 4000 Pfund bemächtigt. Einige Tage darauf bemerkte Popy, man habe den Oberst Turner, der wegen vielfacher übler Streiche allgemein bekannt war, als den mutmaßlichen Urheber des Diebstahls verhaftet. Den anderen Tag erklärte er, man hoffe den Oberst Turner bald gehängt zu sehen. Turner wurde in der That bereits am 16ten, ungeachtet seines Leugnens, durch die Jury verurtheilt, den 19ten gestand er sein Verbrechen, und den 21ten wohnte Popy folgender Scene bei, zu deren Ansicht er sich für einen Shilling einen Platz auf einem Wagenrade gemietet hatte.

Turner betrat das Schaffot und sagte zu dem Henker: Meine Freunde wünschen sich in meine Kleider zu theilen, hier sind 50 Shilling für dich und außerdem noch 2 Shilling 6 Denare zu einem frischen Trunk und 13 Shilling für die Ehrenmänner, die meinen Leib beerdigen und meine Kleider an eine gewisse Mistress Smith abgeben sollen. Hierauf wendete er sich an das Volk: Sir Richard Ford, und Sie, zweiter Herr Richter, und ihr alle, edle Versammlung, ich zahle eine Schuld, die wir Alle der Natur abzutragen haben. Gott straft mich für meine Sünden, ich bin ein großer Verbrecher; ich habe ihn oft gelästert und bei seinem Namen falsch geschworen; doch ich hege die Hoffnung, die Zuversicht, daß Christi Blut auch meine Sünden abwaschen wird. Nach dieser Rede, die wir gekürzt haben, erklärte Turner seine Söhne, die man gleichfalls verhaftet hatte, für unschuldig, sprach von seinem Vater, der ein geachteter Prediger war, von seiner Frau, die aus einer angesehenen Familie stammte, und bat zuletzt, seine beiden Kinder noch denselben Abend der Mutter wiederzugeben. Nachdem man ihm versprochen, hierfür das Mögliche zu thun, begann er eine lange Darstellung seines gesammten Lebensganges, suchte sich von allen Anklagen zu reinigen und schloß mit der Frage an die Richter: Sind Sie befriedigt, meine Herren? wünschten Sie, daß ich auf größere Einzelheiten eingehen? Die Richter versicherten, sie seyen zufrieden, wenn er selbst es nur sey. Der Oberst Turner fuhr fort, auf Fragen zu antworten, die man in Betreff von Verbrechen, deren man ihn beschuldigt, während der Untersuchung an ihn gerichtet hatte. Der Gefängniß-Prediger von Newgate unterbrach ihn mit der Frage, ob er von einem falschen Stein wisse, den man der Gräfin von Devonshire an der Stelle eines Diamanten verkauft habe. Er erklärte entschieden, von einem Betrage der Art sey ihm Nichts bekannt, und schloß: Jetzt seyd ihr von meinen Erlebnissen unterrichtet, so will ich euch meine Religions-Ansichten auseinandersetzen. Hierauf fing er zu erzählen an, wie es ihn stets erbittert habe, wenn er Jemand in der Kirche den Hut aufbehalten gesehen, wie er den Wein und das Vergnügen geliebt, doch nur als Kind sich berauscht habe, u. dgl. viel.

Endlich unterbrach ihn der Gerichtsdienner ungeduldig: Wenn ich eine Möglichkeit sähe, daß ihr begnadigt würdet, so könnte ich mich über diesen Zeitverlust trösten, doch da zur Begnadigung keine Aussicht ist, so laßt ab, und durch eitles Geschwätz aufzuhalten. Ich hoffe auf keine Gnade, erwiderte Turner, bittet Gott mit mir. Er betete, der Prediger von Newgate segnete ihn, hierauf wandte er sich nochmals an die Versammlung, gab Aufträge an Zurückbleibende, flehte zu Christus, daß er sich seiner Seele erbarme, händigte einem Gerichtsdienner 40 Shillinge ein, die er unter die Armen des Kirchsprengeles vertheilen sollte, gab ihm ferner 18 Shillinge und 6 Pence für den Lehrer seines Sohnes, der Kadett war, und fragte endlich, ob er den ganzen Tag gehängt bleibe. Nein, erwiderte man ihm, sobald ihr todt seyd, schneidet man euch los. — Ich bitte, täuscht mich nicht. — Ihr bleibt nur eine halbe Stunde hängen.

Hierauf küßte er den Strick, der über die Schultern des Richters hing, und legte ihn sich um den Hals. Herr Turner, erspott jetzt eine Stimme aus einem benachbarten Fenster, haben Sie an die vier Punkte gedacht, von denen ich mit Ihnen gesprochen habe? — Ich habe sie vollbracht, Herr Secker. — Also muß diese Stunde, die sonst so peinlich ist, für Sie eine Stunde des Glückes seyn. — Das ist sie, Herr Secker. — So sey der Herr mit Ihnen und rette Ihre Seele aus den Armen des Todes in das Reich seiner ewigen

Freunden. — Ich sehe den Retter, wie er durch die Wolken winkt, erwiderte der Oberst. Henker, hab' Acht auf mich, fuhr er fort; ich werde dir das Zeichen zu deinem Geschäft geben, wenn ich die rechte Hand auf die linke Schulter lege. Gott vergebe dir dein Handwerk! In diesem Augenblick gewahrte er eine niedliche junge Dame, die ihn aus einiger Entfernung beobachtete; er schritt zu ihr, küßte ihr die Hand und sprach: Ihr Diener, Madame; kniete hierauf nieder, streckte die Hände gen Himmel und rief: Jesus, nimm meine Seele zu Dir. Er machte die angegebene Bewegung, und der Henker beförderte ihn in die Ewigkeit.

III.

Das Schaffot wurde in England nicht bloß zur Rednerbühne benutzt; es wurde oft zu einer Art von Theater, auf dem man kleine, mehr oder minder tragische Dramen improvisirte. Die Historiker beschränken sich auf die Berichterstattung der Thatfachen; doch unter den unschreibbaren Neben Umständen, die sie übergeben und zu übergeben ein Recht haben, findet sich Vieles, was oft nicht bloß ein hohes psychologisches Interesse hat, sondern was selbst zur Charakteristik der nationalen Eigenbüchlichkeit einzelne schlagende Züge giebt. Wir erlauben uns wenige Beispiele.

Der Graf von Derwentwater, der 1716 als Hochverräter hingerichtet wurde, untersuchte, nachdem er eine Rede abgelesen hatte, den Block und befahl dem Henker, einen Holzsplitter wegzuschneiden, der ihn in den Hals drückte; erst nachdem dies geschehen war, legte er das Haupt auf den Block. — Der Seeräuber John Gow (1729) war kaum gehängt, als seine Freunde, um seine Schmerzen zu vermindern, sich an seine Beine hängten. Die anwesenden Gerichtsdienner untersagen es ihnen nicht, der Strang reißt, und die Execution muß von neuem angehen, weil der Unglückliche noch röchelt. — Sir Jeovis Elwis, der, der Ermordung des Sir Thomas Overbury (1613) angeklagt, hingerichtet wurde, bestieg die Leiter, setzte sich an eine Sprosse und wollte seine Rede beginnen, als er bemerkte, daß er unbequem saß; er gebot dem Richter, der Leiter eine bequemere Lage zu geben, bestieg sie, nachdem dies geschehen war, von neuem und sprach. Plötzlich bemerkte er einen gewissen Maximilian Dollison, der zu Pferde in der Nähe des Galgens hielt. „Herr Maximilian“, sagte er, „Sie wissen, wie oft wir den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage gemacht haben, ich bitte Sie, schänden Sie den Sabbath in Zukunft nicht mehr, Gott könnte Sie strafen.“

Ihr Schicksal wird mir stets vor Augen schweben, erwiderte Maximilian.

Bisweilen ließen sich die Gerichtsteute selbst in Gespräche mit den Verurtheilten ein. Folgendes Verhör wurde mit zwei Herren angestellt, die im dreißigsten Jahre der Regierung Karl's II. hingerichtet wurden.

Der Sheriff wendet sich zu der Ersten der beiden Verurtheilten und fragt: Maria Tremble, was hast du mir über das Verbrechen zu sagen, dessen du angeklagt bist?

Marie. Nichts, was ich nicht schon gesagt hätte.

Der Sheriff. In welcher Gestalt ist dir der Teufel erschienen?

Marie. Ich habe ihn nur ein einziges Mal gesehen, da hatte er die Gestalt eines Löwen.

D. Sh. Hat er keine Gewalt gegen dich gebraucht?

M. Nein; ich erschrak und rief: Mein Gott! da war er verschwunden.

D. Sh. Und du, Temperance Loyd, hast du einen Bund mit dem Teufel geschlossen?

Temperance. Nein, Herr.

D. Sh. In welcher Gestalt ist er dir erschienen? — T. In einer gar schrecklichen. — D. Sh. Hat er dich in seiner Gewalt gehabt? — T. Nein, Herr. — D. Sh. Was that er, als er dir erschien? — T. Er ließ mich Böses thun. — D. Sh. Und hast du ihm gehorcht? — T. Einer armen Frau that ich Böses, ohne es selbst zu wissen. Er zog mich zu ihrer Thür, sie stand offen. — D. Sh. Und was thatest du? — T. Der Teufel gab mir Schläge über den Kopf, weil ich sie nicht tödten wollte, da erschlug ich sie. — D. Sh. Kamst du durch den Schornstein? — T. Nein, die Thür stand auf. — D. Sh. Woran erkennst du den Teufel? — T. An seinen Augen. — D. Sh. Hast du einen Vertrag mit ihm geschlossen? — T. Nein, Herr. — D. Sh. Hat dir der Teufel nichts versprochen? — T. Nein. — D. Sh. Dann hast du einem schlechten Herrn gedient, wenn er nichts zahlt. — Nach einer Pause fragte er noch: Glaubst du an Gott? — Ja, antwortete die arme Verurtheilte, auch an Jesus Christus, und ich bitte, daß er mir alle meine Sünden verzeihe.

Politische Verbrecher suchte man oft zu bewegen, daß sie ihre Handlungen öffentlich für schlecht erklären und ihre Reue darüber aussprechen sollten. Folgende Scene hatte im Jahre 1643 bei der Hinrichtung Lord Macquiro's statt:

Der Sheriff. Glauben Sie bei dieser furchtbaren That recht gehandelt zu haben?

Lord Macquiro. Ich habe nur noch wenige Augenblicke zu leben, schont mich und laßt eure Fragen.

Der Sheriff. Ich darf Sie nicht schonen, damit man Sie im Himmel sahne.

Lord Macquiro. Im Namen Gottes, laßt mich beten.

Der Sheriff. Bedenken Sie, Sie haben zwei Wege vor sich, den einen zum Himmel, zur Hölle den anderen. Wenn Sie nicht bereuen, so ist Ihr Loos entseztlich.

Lord Macquiro. Laßt mich in Frieden sterben!

Man durchsucht ihn und findet ein Kreuzifix in seiner Tasche; er wendet sich an das Volk und ruft, er sterbe als Katholik, man solle ihn in Frieden zu seinem Gotte beten lassen; doch der Gerichtsdienner

ist unerbittlich, er dringt von neuem in ihn, er solle seine That entschuldigend finden, er solle es bereuen, Blut der Protestanten vergossen zu haben. Lord Macquibo schweigt, und man richtet ihn hin.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Talleyrand's Wig.

Der Wig muß zu den ersten Mächten dieser Welt gerechnet werden; er ist ein rein persönlicher Vortheil, der uns in jedes Verhältnis begleitet, und der einzige, dessen uns das Alter nicht beraubt. Was man auch immer in anderen Beziehungen für Urtheile über Herrn von Talleyrand gefällt haben mag, Freunde und Feinde kommen darin überein, daß er außerordentlich viel Wig besessen habe. Die natürlichen Folgen eines solchen Rufes hat er denn auch erdulden müssen; es giebt keine zierliche Anekdote, keinen faden Scherz, ja selbst kein Wortspiel, die man ihm nicht zugeschrieben hätte, immer von dem sprichwörtlichen Grundsatz ausgehend, daß dem, der da hat, gegeben wird. Er, der auch in dieser Hinsicht überreich war, fand, daß man ihm zu viel gäbe und oft Dinge, die er sehr gern entbehrt hätte. Bis die Zeit zur Veröffentlichung seines politischen Testaments herangekam, wünschte daher der Fürst wenigstens das Urtheil über seinen Wig zu verächtigen. Die Leser mögen nach den folgenden Auszügen aus seinen eigenen Notizen über denselben urtheilen:

Als Mirabeau Herrn von Talleyrand in der konstituierenden Versammlung widerlegte, sagte er zu ihm: „Ich will Sie in einen Kreis von Sünden einschließen.“ — „Wie“, entgegnete dieser lebhaft, „sollten Sie vielleicht Lust haben, mich zu umarmen?“

Als Minister der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Direktorium war Herr von Talleyrand noch nicht reich oder kümmerte sich wenigstens noch nicht darum, es zu scheinen. Er hatte sich einen Wagen bauen lassen, dessen Eleganz ganz Paris bewunderte, bezahlte ihn aber nicht. Der Sattler, der sein Geld gern haben wollte, entschloß sich, den Minister auf seinem Hofe zu erwarten, und überreichte ihm seine Rechnung gerade im Augenblick des Einsteigens. „Nichts ist natürlicher“, sagte Herr von Talleyrand, „da man Euch etwas schuldet, so müßt Ihr bezahlt werden.“ — „O, Bürger Minister, wie bin ich Euch verbunden! Die Zeiten sind so schlecht, Ihr erzeigt mir einen wahren Dienst.“ — „Dabei kann von keinem Dienste die Rede seyn; man muß seine Schulden berichtigen.“ — „Ihr werdet mich also bezahlen, Bürger Minister, und wann?“ — „Wann? Ihr seyd sehr neugierig!“ — Und der arme Sattler, den diese Antwort für den Augenblick verblüffte, konnte sich nach zwei Sekunden davon überzeugen, daß der Wagen ganz prächtig davonrollte.

Napoleon, der die Erpreßer nicht leiden mochte, fragte einmal Herrn von Talleyrand, ob es wahr sey, daß er reich wäre. — „Ja, Bürger erster Konsul.“ — „Aber wie geht das zu?“ — „Ich habe am Abend vor dem 18. Brumaire viel Renten gekauft und dieselben am Tage darauf wieder verkauft.“

Der Graf Ludwig von Narbonne deklamirte einst Verse in seiner Manier dem Herrn von Talleyrand vor. Dieser unterbrach ihn, um ihm einen Mann zu zeigen, welcher gähnte: „Sieh nur, Narbonne“, sagte er, „Du sprichst immer zu laut.“

Eines Tages fragte man Herrn von Talleyrand nach der Adresse der Fürstin von Baudemont: „In der Straße St. Lazare“, antwortete er, und da die Nummer ihm entfallen war, so fügte er hinzu: „Sie brauchen nur den ersten besten Armen zu fragen, dem Sie begegnen; denn die kennen alle ihre Wohnung.“

Der General Montbrun, der einst bei einem Mittagessen bei Talleyrand auf sich hatte warten lassen, erschöpfte sich deshalb in Entschuldigungen. „Nun, nun, Sie sind der Letzte“, erwiderte der Fürst, „was will das aber sagen? Sie waren auf kein Schlachtfeld eingeladen, denn da wären Sie sicher der Erste gewesen.“

Herr von Talleyrand kam in Paris auf der Post mit einem angehenden Fremden zusammen an; dieser fragte ihn, zu welchem Gebäude die Kuppel gehöre, die sich in der Luft abzeichnete. — „Zum Pantheon“, erwiderte der Fürst. — „Ah“, meinte der Fremde, „dort wird ja wohl das dankbare Vaterland die sterbliche Hülle der großen Männer beisehen, die es berühmt gemacht haben?“ — „Richtig“, entgegnete Talleyrand. . . . „unterdessen aber setzt man Senatoren dort bei.“

Der ehemalige Bischof von Autun fiel bei Napoleon nach seinem Aufenthalt in Bayonne in gänzliche Unnade; man schrieb dies der Meinung zu, die er im Rathe gegen den Spanischen Krieg abgegeben; er hatte dieselbe in folgender Weise ausgesprochen: „Spanien ist für Frankreich eine große Pachtung; das Einkommen und die Abgaben werden gehörig entrichtet, der Boden aber ist noch nicht recht bekannt, und man würde Alles aufs Spiel setzen, wenn man ihn durch sich selbst sich wollte verwerthen lassen.“

Man sprach mit Entrüstung von dem Benehmen des Marschalls Herzogs von Ragusa. Mit Bitterkeit sprach man von den Wirkungen des Schritts, den man die Initiative des Abfalls nannte. „O, mein Gott“, sagte der Fürst, „das Alles beweist nur so viel, daß seine Uhr vorging; denn alle Welt ward ja zum Verräther.“

Ludwig XVIII. sagte einst zu ihm: „Ich bewundere Ihren Einfluß auf alle Begebenheiten Frankreichs. Wie haben Sie es gemacht, um zuerst das Direktorium und später die kolossale Macht Napoleon's

zu brechen?“ — „Mein Gott, ich habe nichts dazu gethan“, entgegnete der Fürst; „es ist aber in mir etwas Unerklärliches, was alle Regierungen, die mich vernachlässigen, ins Unglück stürzt.“

„Warum“, sagte er eines Tages, „warum sollten diese Leute nicht Frankreich retten? Haben die Gänse doch das Kapitol gerettet.“

Erzürnt über die Opposition, welche Herr von Talleyrand in der Paics-Kammer bei dem Gesetz-Entwurf über den Spanischen Krieg an den Tag gelegt hatte, wollte Ludwig XVIII. ihn auf eine milde Weise ins Exil schicken. „Haben Sie nicht die Absicht, auf's Land zu gehen?“ fragte er ihn. — „Nein, Sire, Ew. Majestät müßte sich denn nach Fontainebleau begeben wollen; dann würde ich die Ehre haben, Sie zu begleiten, um den Pflichten meines Amtes zu genügen.“ — „Nicht doch, das will ich nicht sagen; ich frage, ob Sie nicht nach Ihrem Lande zu gehen gedenken?“ — „Nein, Sire.“ — „D. . . sagen Sie mir doch, wie weit ist es von Paris nach Balence?“ — „Sire, es mögen vielleicht 14 Lieues weiter seyn als von Paris nach Gent.“

Gegen Ende des Jahres 1813 sagte ihm ein Wittstiller, er sey in Gent gewesen. „In Gent, ist das gewiß?“ — „Wie so?“ — „Ja, sagen Sie mir aufrichtig, ob Sie sich dahin begeben hatten, oder ob Sie jetzt nur von dort wiederkehren. . . . Denn sehen Sie, ich war meinerseits auch in Gent; wir waren unser vielleicht sieben- bis achthundert; zurückkehrt von dort sind aber meines Wissens mehr als funfzigtausend!“

Bei dem ersten Ball der Oper unter der Verwaltung des Herrn Delavau, gerade als die Menge der Masken eingelassen werden sollte, überbrachte ein Gendarm eine sehr eilige Depesche, und in Folge derselben wurde die Uhr des Foyers plötzlich angehalten. Der fromme Polizei-Präsident, da er die Maskenbälle nicht zu verbieten wagte, hatte dies sinnreiche Mittel aufgefunden, um dadurch unerlaubten Zusammenkünften vorzubeugen. Herr von Talleyrand, dem man die Sache am anderen Tage erzählte, äußerte: „Das heißt doch den Eifer im Anhalten etwas zu weit treiben, wenn man schon eine Uhr durch die Gendarmerie anhalten läßt.“

Mannigfaltiges.

— Französische Dichterinnen. Unter dem Titel: „Poetische Meisterwerke Französischer Frauen vom 13ten bis zum 19ten Jahrhundert“ hat ein Herr Philippe Busoni ein eben so galantes als nützliches Buch herausgegeben. Denn es macht uns nicht bloß mit den dichterischen Frauen, sondern auch mit der poetischen Sprache dieser sechs Jahrhunderte bekannt, zu welchem Ende denn auch ein Wörterbuch zum Verständniß aller veralteten Ausdrücke beigegeben ist. Schon im 13ten Jahrhundert hatte Frankreich sieben schriftstellernde Frauen, unter denen die zu den Normannen nach England gekommene Marie de France sich durch die Fruchtbarkeit ihrer Muse und besonders durch die Anmuth ihrer Fabeln auszeichnete. Aus dem 14ten Jahrhundert sind nur von zwei und aus dem 15ten nur von drei Frauen Gedichte überliefert. Dagegen hat das 16te Jahrhundert unter zwölf Dichterinnen Namen wie Diana von Poitiers, Maria Stuart und Jeanne d'Albret aufzuweisen. Das 17te Jahrhundert, zum Theil das Siècle de Louis XIV., prangt mit 27 weiblichen Dichter-Namen, unter denen der des Fräuleins von Scudéry, der Madame Deshouillères, der Demoiselle Descartes und der Madame Lecamus. Endlich das 18te Jahrhundert mit den bekanntesten Namen (Gräfin von Beauharnais, Frau von Staël, Prinzessin von Salm-Dyck, Gräfin von Genlis ic.) hat 26 Dichterinnen zu dieser Sammlung geliefert, die also im Ganzen die Lebens-Skizzen und die besten Poesieen von 77 Französischen Dichterinnen enthält.

— Französisches Synonymikon. Ein werthvoller Beitrag zur Bereicherung der Sprachwissenschaft sind die kürzlich erschienenen Synonymes Français von Lafaye. Nicht in der Weise gewöhnlicher Synonymen-Verika, eine alphabetische, d. h. ganz zufällige Zusammenstellung von Wörtern aus allen Sprachgebieten, sondern eine begriffsmäßige und grammatische Entwicklung des Allgemeinen aus dem Besonderen ist diese mit vielem Fleiß, aber auch mit Geist zusammengetrugene Arbeit. Der Verfasser benutzte dabei ein bisher noch unedirtes Manuskript Condillac's, der für den Prinzen von Parma ein Französisches Wörterbuch bearbeitet hatte, ferner Guizot's schätzbare philologische Studien und endlich die grammatischen Forschungen des Auslandes, von denen, wie er selbst zugiebt, Frankreich jetzt in demselben Maße lernen kann, als es früher der Lehrer des Auslandes war. Herr Lafaye verspricht, falls der eben erscheinende Band, der übrigens auch ein für sich abgeschlossenes Ganze bildet, Anerkennung finde, eine Fortsetzung seiner Studien herauszugeben. Man braucht nur einen Blick in das reichhaltige Buch zu thun, um an dieser Anerkennung nicht zu zweifeln. Auch wird es ihm bei dem verhältnißmäßig sehr billigen Preise (es sind 623 Seiten eng gedruckt in groß 8. und kostet etwa 2 Thlr. 20 Sgr.) gewiß nicht an zahlreichen Käufern fehlen. *)

*) *Chefs-d'oeuvre poetiques des dames françaises depuis le treizieme siècle jusqu'au dix-neuvieme.*

*) In Berlin sind Exemplare dieses auch für Deutsche Sprachforscher interessanten Werkes, so wie des vorher genannten über die Französischen Dichterinnen, in der Buchhandlung der Herren Alfer und Comp. zu finden.